



Franzobel

Österreich ist schön

Ein Märchen

ISBN: 978-3-552-05473-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05473-8>

sowie im Buchhandel.

– Sind wir voll?
– Ja, mit Löchern sind wir voll.
*Passagier und Stewardess
in einem AUA-Flugzeug*

Der Wind, der Wind, das himmlische Kind

Jetzt ist es auch schon wieder eine Weile her, dass der Kärntner Landeshauptmann mit 1,8 Promille im Blut und 180 km/h auf dem Tacho verunglückt ist. Sein Phaeton drehte und überschlug sich; mir der Hoden, was sich Torsion nennt, so dass mir am Tag von Jörg Haiders Unfall mein Nebenhoden entfernt wurde und böse Zungen nun behaupten, Österreich habe an diesem 11. Oktober 2008 gleich zwei rechte Eier verloren.

Bereits vor 15 Jahren hatte Jörg Haider beinahe an derselben Stelle einen damals glimpflich verlaufenden Unfall, und auch ich hatte vor exakt 15 Jahren eine damals folgenlose Hodenverdrehung. Ein Zufall? Oder hat Jörg Haider wirklich was mit meinem rechten Hoden zu tun? Vielleicht habe ich meinen Nebenhoden für Jörg Haider geopfert – oder für ein Haider-freies Österreich? Haider, der ein charismatischer rechter Populist gewesen ist, aber mit markigen Sprüchen immer wieder das politische Klima von Österreichs Mediensuppe versalzen, seine Neigung tabuisiert hat wie ein Fußballspieler, ist also am selben Tag gestorben wie mein rechtes Ei. Sollte ich ob dieses Zusammenhangs beantragen, dass mein herausoperierter Hoden gemeinsam mit Jörg Haider bestattet wird? In einer Kapelle im Bärenental?

Der Eierunfall war dramatisch, Fehldiagnose (Nierensteine) folgte auf Fehldiagnose (Adduktorenzerrung), so dass bei der Notoperation der Hoden bereits blau, nein braun geworden war und herausgenommen werden musste. Hätte man noch ein paar Tage länger zugewartet, wäre ich an einer Blutvergiftung gestorben, könnte nun Jörg Haider der Gesellschaft leisten und dieses Märchen nicht mehr schreiben, das mir doch während all der diesigen Tage im Spital durch den Kopf gegeistert ist. Ein Märchen über den Zustand Österreichs, erzählt anhand des Schicksals der Arigona Zogaj, einer 16-jährigen Asylbewerberin, deren Schicksal das Land ebenso gespalten und vorhandene Gräben aufgezeigt hat wie Jörg Haider. Ein Märchen über das Erwachsenwerden eines alleingelassenen Mädchens inmitten einer verrohten, degenerierten Gesellschaft. Ein Märchen über ein Mädchen, das klein und dünn ist, Geschwister und Eltern verloren hat, aber eine wilde kindliche Fantasie hat, von ihrem Instinkt gerettet wird und nun in einem Schloss lebt.

Das Leben hängt an einem dünnen Faden, und man muss ewig dankbar dafür sein. Wenn man in einem Spital zwischen all den Krebspatienten, Unfallopfern und ärztlichen Kunstfehlern liegt, scheint es überhaupt wie ein Wunder, dass man halbwegs unbeschwert existiert. Liegt man im Spital, dreht sich plötzlich alles nur noch um Krankheit und Sterben. Die Ärzte sind Verwaltungsbeamte des Existierens und Vollzugsbeamte des Krepierens. Es ist sehr befremdlich, wie nüchtern und pragmatisch da über Schicksale geredet wird.

Nach dem Aufwachen aus der Narkose ist mir das Leben übrigens wie ein fliegender Felsbrocken erschienen, ein großes, schwebendes Massiv, auf dem jemand ein beschau-

liches Kabäuschen errichtet und in dem man es sich häuslich eingerichtet hat. Eine Vision war das, die ausgesehen hat wie ein Bild von René Magritte.

Das unaufgeklärte, sich von seiner braunen Vergangenheit nie wirklich distanziert habende Österreich ist mittlerweile dabei, Jörg Haider – der noch kurz vor seinem Ableben mit einem breiten Grinsen im Maul die Wörter »Endziel« und »Sonderanstalten« in Zusammenhang mit der Asylantenfrage gebrauchte, mutmaßlich kriminelle Asylbewerber und ihre Angehörigen auf der Kärntner Saualm (Gemeinde Griffen) einsperren wollte – seligzusprechen. Kritik an ihm oder gar Satire sind striktest untersagt. So hat die Kärntner Landesregierung (sic) am 18. November 2008 eine Resolution gegen Auftritte der Kabarettisten Dirk Stermann und Christoph Grissemann beschlossen. Warum? Weil sie landesfeindliche Parolen oder einen Aufruf zur öffentlichen Unzucht verbreiteten? Nein, die beiden hatten bloß die staatsgetragene Erstarrung der Kärntner bei Haiders Begräbnis auf ihr ironisches Schäuflein genommen.

Arigona Zogaj dagegen geht in eine weiterbildende Schule in Linz. Der Antrag auf Schülervisa für ihre beiden jüngeren Geschwister wird im Herbst 2008 abgewiesen. Ihre Mutter ist psychisch krank, schwer depressiv, der Vater im Kosovo untergetaucht. Und doch ist dieses kleine, aber hübsche Mädchen Projektionsfläche für ein ganzes Land, für Politiker, die um nichts schlechter sind als die Menschen, die sie ermöglichen, für Leute, die Sprüche wie »Lieber Gott, schütze mich und meine Brut, zünd 's Haus vom Nachbarn an, dann geht's uns gut« leben.

Was mit meinem toten Hoden passiert ist, weiß ich nicht. Eine Bestattung im Bärenal ist aber unwahrschein-

lich. Vielleicht wird er ja pulverisiert und irgendwo als Potenzmittel verkauft? Oder kommt er in die Kärntner Würst? In einen Heiligen Gral?

Spieglein, Spieglein an der Wand

Wie ich da im Spital zwischen einem Serben und einem Österreicher, zwischen Prostatakrebs und Nierentumor gelegen bin, dachte ich, die ganze Welt ist Scheiße. Hässlich kam mir alles vor, speziell die Menschen – auch die schönen. Als stünde allen ihre zukünftige Krankheit ins Gesicht geschrieben, ihr Ringen mit dem Tod. Der Tod ist Scheiße. Alles, was ist, war irgendwann mal Scheiße – und wird irgendwann mal Scheiße werden. Täglich produzieren sieben Milliarden Menschen einen unglaublichen Haufen Scheiße, eine Million Tonnen oder mehr – und das seit tausenden von Jahren. In Österreich schießen neben den Ratten, Vögeln, Würmern usw. auch noch hunderttausende Hunde, die die Menschen aus Mitleid von ihren Urlaubsdestinationen mitgebracht haben, hunderttausende fremdländische Köter, die mithelfen, Österreich zuzuschießen. Österreich versinkt in einem gigantischen Milchbreiberg aus Kot. Alles, was ist, war irgendwann mal Scheiße – und wird irgendwann mal Scheiße werden. Scheiße. Sogar die Freundlichkeit ist eine Scheißfreundlichkeit.

Regiert wird Österreich von Sektionschefs, Hofräten, Primärärzten und Provinzkaisern. Von Managern, deren Gehälter tausende Flüchtlinge ernähren würden, von Zeitungsherausgebern, die mithelfen, das Land zuzuschießen. Dabei gibt es in diesem Land gar keine Zeitungen, nur U-Bahn-Blätter. Dafür gibt es Grafen und Barone.

Der Baron, von dem hier die Rede ist und den ich lange vor meiner Operation getroffen habe, gehört zu den Geistesmenschen, zu den musisch Veranlagten. Das Wort »Scheiße« kommt ihm nicht über die Lippen, obwohl auch er spürt, dass Österreich verschissen wird, verschissen von unfähigen Politikern, machtgeilen Kretins, von Leuten, die ihr ganzes Leben lang nur Geld verdienen wollten – und die daher auch nichts anderes verdient haben. Verschissen von einem Bundeskanzler, der José Manuel Barroso, den Präsidenten der EU-Kommission, mit Barolo ansprach, verschissen von Leuten, die Lump sagten und Hump oder Dump gemeint haben wollen, verschissen von kleinen Arschlöchern.

Der Baron, dem das Wort »Scheiße« nicht über die Lippen kommt, ist anders, etwas verschoben, eine literarische Figur, hat ein Faible für Unfiguren, ist ein kundiger Musikliebhaber, liebt den Musikverein, die Oper, schwärmt von Gustav Mahler und Carlos Kleiber, mit dem es sich Österreich erst recht verschissen hat.

Während Herbert von Karajan abgefeiert wird, ist der widerspenstige, zeitweise in Argentinien beheimatete Wahl-Slowene Carlos Kleiber eine Unfigur. Da kann er noch so ein Genie am Dirigentenpult gewesen sein. Eine weitere Unfigur ist Arigona Zogaj, ein Spielball der Politik, eine Frankfurter Jungfrau von Orleans, doch davon später.

Noch liege ich im Spital, erfahre, dass man in Haiders Wagen das Antidepressivum Sunny Soul, das sich wie Sanostol anhört, gefunden hat, und träume, dass Gröfaz (Größter Landeshauptmann aller Zeiten) Haider Schutzheiliger in Kärnten wird und Plastikschlüsselanhänger mit seinem Bild angefertigt werden, auf denen »Gute Fahrt« steht. Im Fernsehen sieht man Bilder seines zerbeulten

Autos, im Hintergrund ein Haus, auf dem EROS steht – es sind die sichtbaren Buchstaben von SKISPORT GEROS. Sein Lebensmensch weint öffentlich, und sein Stellvertreter sagt: »Heute Nacht ist in Kärnten die Sonne vom Himmel gefallen.«

Und ich denke in der sterilen Krankenhausatmosphäre, wo meinem serbischen Bettnachbarn Schläuche aus dem Leib gezogen und Drainagebeutel gewechselt werden, an die vergeistigte Wiener Innenstadtwohnung des Barons, die bis oben voll mit Büchern ist. An den Wänden hängen Partituren, alte Theaterzettel und Scherenschnitt-Karikaturen berühmter Dirigenten. Auf den antiquierten Möbeln stehen Büsten von Beethoven und Schubert. Im Vorzimmer ein Originalbrief Adalbert Stifters, worin dieser in kleiner, gedrungenen Schrift – ein Kontrapunkt zu seiner ausufernden, sonst nur mit Essen und Scheißen beschäftigten Leibesfülle – auf seine Erzählung »Nachkommenschaften« Bezug nimmt. Roderer, der Protagonist dieser Geschichte, ein Maler, der seine Bilder nicht herzeigen will und letztlich vernichtet, war ein direkter Vorfahre des Barons, wie der ebenfalls Roderer heißende Brauerei- und Gutsbesitzer der Erzählung.

Der Baron, der von diesen beiden literarisierten Roderers abstammt, sitzt, wie es sich in Wien gehört, jeden Vormittag in einem Kaffeehaus, an dem die Zeit seit hundert Jahren unbemerkt vorübergegangen ist, liest die *Salzburger Nachrichten* und die *Süddeutsche*, isst ein mit Schnittlauch bestreutes Butterbrot und trinkt, obwohl er einer Bierdynastie entstammt, Mineralwasser. Damit kennt er sich aus, weiß Römerquelle von Vöslauer zu unterscheiden, Perrier von Radenska, Sylt-Quelle von Gerolsteiner, Tafelwasser von Quellwasser.

En passant mustert er die Gäste. Den musikalisch begabten ehemaligen Verteidigungsminister mit dem schönen nestroyschen Namen Friedhelm Frischenschlager, genannt Frischi, der 1985 den in Italien frei gelassenen NS-Kriegsverbrecher Walter Reder am Grazer Flughafen per Handschlag begrüßte. Die zuweilen rabiate Dichterin und den Malerfürsten mit den verstümmelten Händen, der mir einmal erzählt hat, wie sehr er Peter Handke verabscheut, weil er so schreibt wie jemand, dem der Deutschlehrer gesagt hat, dass er Schriftsteller werden muss. Und kam nicht wirklich eines Tages Peter Handkes Deutschlehrer mit einem Stapel Schularbeitshefte in die Klasse und verkündete: »Ein Genie! Unter euch ist ein Genie!«? Für Anton Lehmden, den Maler mit den verstümmelten Händen, war aber nicht Peter Handke das Genie, sondern Udo Proksch, dieses Unikum, das die ganze Zweite Republik aufgemischt und ad absurdum geführt hat. Um die österreichische Titelsucht lächerlich zu machen, all die Diplomingenieure, Diplomlandwirte und Diplomkaufleute zu blamieren, die das freilich nicht einmal kapiert haben, nannte sich dieser selbsternannte Brillendesigner, Erfinder der Senkrechtestattung, Waffennarr und Cafetier »Diplom-Schweinehirt Udo Proksch«.

Eine ähnliche Aktion hat jüngst Stefan Weber, der Sänger und Kopf der Ulkrockgruppe »Drahdiwaberl«, geliefert. Bei der Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens der Republik – oder war es das Silberne, oder nur ein Verdienstzeichen des Landes Wien, oder die Ehrennadel von Grinzing? – ja, es gibt in Österreich einen eigens für die Ordensvergabe zuständigen Sektionschef. Jedenfalls hat Stefan Weber bei dieser Ehrung all die Laudationes ertragen und sich dann durch den Prunksaal zum Rednerpult

gewunden, wo aber keine Dankesworte aus ihm herauskamen, sondern ein kleiner, aber umso persönlicherer Schwall. Wörter? Nein, ein extra für diesen Anlass verfertigter und wohl stundenlang im Mund gekauter Speiberling. Er hat der Veranstaltung etwas gekotzt. Ehre, wem Ehre gebührt.

Es wird nirgendwo so viel erbrochen wie in Wien. Wenn man morgens durch die Straßen schlendert, merkt man, was da nächstens alles hochgekommen ist.

Und inmitten dieser leicht blasierten, immer zum Erbrechen und Raunzen aufgelegten Wiener Gesellschaft, der nicht nur Udo Proksch, sondern auch das Korrektiv eines Thomas Bernhard fehlte, saß nun in meiner spitalstrüben Erinnerung der Baron, der Geistesmensch, Musikfanatiker, bei dem ich immer an den Satz »So bin ich unversehens ein Landschaftsmaler geworden« denken muss, womit Stifters Erzählung »Nachkommenschaften« anhebt, bevor sie sich zu einer famosen Prosastelle hochwuchtet: »Wenn man in eine Sammlung neuer Bilder gerät, welch eine Menge von Landschaften gibt es da; wenn man in eine Gemäldeausstellung geht, welch eine noch größere Menge von Landschaften trifft man da an, und wenn man alle Landschaften, welche von allen Landschaftsmalern unserer Zeit gemalt werden, von solchen Landschaftsmalern, die ihre Bilder verkaufen wollen, und von solchen, die ihre Bilder nicht verkaufen wollen, ausstellte, welch allergrößte Menge von Landschaften würde man da finden!«

Der Baron war kein Landschaftsmaler geworden, sondern ein guter Mensch, wovon es sicher weniger gibt als Landschaftsbilder. Er sagte aber nicht: »So bin ich unversehens ein guter Mensch geworden – und kein Landschaftsmaler«, sondern: »Heute sehe ich etwas ramponiert aus, weil ich erst um halb zwei in der Nacht heimgekommen

bin.« Einen Slalomlauf durch die Haufen des Erbrochenen stellte ich mir vor. Aber davon würde der Baron nicht sprechen. Stattdessen erzählte er, dass er tags zuvor auf einem Stehplatz im Musikverein gestanden war und Gustav Mahlers Sinfonie Nummer drei gelauscht hatte, einem seiner Lieblingsstücke. Er sagte auch, dass er nicht hingehen hätte sollen, weil seine Nase gelaufen war, was wegen der dauernden Schnäuzerei und der indignierten Blicke der Umstehenden höchst unangenehm gewesen sei. Und noch weniger hätte er nachher mit einem befreundeten Musiker ins »Smutny« gehen dürfen, wo es nicht nur frisch gezapftes Budweiser gibt, sondern, wie ich ihm sagte, auch der Kärntner Abwehrkämpferbund sich zu seinen Jahreshauptversammlungen trifft.

Damals, als ich ihm das erzählte, lebte Jörg Haider noch. Der Baron rieb sich verwundert die Augen. Ich sei Mitglied im Kärntner Abwehrkämpferbund? Ja, aber undercover wie der Wolf im Großmutterkostüm. Und nicht aus Überzeugung, sondern aus Interesse habe ich mich vor mehr als zehn Jahren wie weiland Thomas Bernhard bei der Landwirtschaftskammer diesem beliebten Verein eingeschrieben, der Kärnten aber nicht vor dem aus Griffen stammenden Peter Handke verteidigt, oder Peter Handke vor seiner Serbenliebe, die Serben vor der Welt, Karajan vor Kleiber oder den Carinthischen Sommer vor Stermann/Grissemann, sondern das deutsche Kärnten vor den Slowenen, die, wenn man den absurd-abstrusen Parolen dieses Abwehrkämpferbundes glauben will, nur darauf warten, Kärnten in einem Handstreich einzunehmen, um es einem Großslowenien einzuverleiben. Bis es so weit ist, betreiben sie, die Slowenen, mit zweisprachigen Ortstafeln, Schulen und Kindergärten eine schleichende Slowenisierung, um

das germanische Kärnten mit Panslawismus zu durchsetzen. Für den Abwehrkämpferbund, dem ein Gutteil der Kärntner Bevölkerung angehört, war sogar Jörg Haider ein Linksliberaler – auch wenn er Asylantenheime in Sonderanstalten umbenannte oder Ortstafeln versetzte, um ihre vom Verfassungsgerichtshof beschlossene Zweisprachigkeit zu verhindern.

Der Baron erzählte damals von einer Parlamentssitzung, die er eben im Fernsehen gesehen hatte, von einem Misstrauensantrag gegen die Justizministerin und vom kaugummikauenden Präsidenten des Bauernbundes. Er selbst, der Baron, habe auch eine Affinität zu Kaugummis, aber im Parlament? Das sei gefälligst zu unterlassen. Oder wolle sich der Obmann des Bauernbundes mit dieser Kaugummikauerei bei den ihm unterstellten Kühen anbieten? »Das Kind könnte man verlieren.« Der Baron verzog das Gesicht, stand auf und stopfte sich sein weißes, nicht mehr ganz sauberes Hemd in die blassgrüne Leinenhose. Aber deshalb hatte er mich nicht bestellt.

Warum mich dieser feinsinnige, irgendwie an Wittgensteins Neffen Paul erinnernde, leicht schlampig gekleidete Geistesmensch zum Frühstück geladen hatte? Nicht, um mir von Mahlers Sinfonie Nummer drei zu erzählen, von den neuesten Publikationen über Carlos Kleiber oder vom kaugummikauenden Bauernbundpräsidenten, sondern wegen eines Buchs, das er mir vor Monaten geborgt oder nahezu aufgedrängt hatte. »Unternehmen Bernhard« von Walter Hagen. Dieser Name steht hier weder für den deutschen Piloten noch für einen amerikanischen Golfprofi, sondern ist ein Pseudonym für Wilhelm Höttl, der eine typisch österreichische, höchst dubiose Karriere gemacht hat, es sich mit keinem verschissen, sich in jedem System gut ein-

gerichtet und nach dem Krieg eine Schule im Ausseer Land gegründet hat, an der, so heißt es, die faulen Söhne und Töchter der besser situierten Wiener Matura machen konnten. André Heller und Niki Lauda sollen dabei gewesen sein.

Da der Film »Die Fälscher«, der das Unternehmen Bernhard thematisierte, eben in Hollywood den Auslandsoscar bekommen hatte, wollte der Baron das Buch zurück, trafen wir uns in besagtem Café in der Wiener Innenstadt, saßen zwischen Frischenschlager, der Dichterin und Lehmden, aß er sein obligates Schnittlauchbrot, trank ich grünen Tee und sprachen wir über Mozarts Linzer Sinfonie, über argentinische Steaks, Berlusconi, der, wenn er so weitermache, bald alle Nichtnorditaliener zu Rumänen erklären würde, zu Retrorumänen, und über den österreichischen Innenminister, der den sinnigen Namen Platter trug und wegen seiner sturköpfigen Tiroler Art dem Baron besonders an die Nieren ging.

»Und darüber bin ich unversehens ein Gutmensch geworden«, lächelte er und erzählte, dass er neuerdings in seinem Schloss in Frankenburg die 16-jährige Arigona Zogaj und ihre Mutter Nurie beherberge.

Ob dieses Schloss Frein in Frankenburg mit dem Gut des Peter Roderer in Stifters »Nachkommenschaften« identisch ist? Ja, wenn ich meiner Stifter-Ausgabe glauben darf, worin es heißt: »Eine sachliche Anregung fand Stifter in dem Ort Frankenburg, den er, nach einer Dienstanweisung vom 12. Dezember 1859, in seiner amtlichen Eigenschaft als Schulrat inspizierte. Franz Schaup (1796 bis 1871) hatte dort eine Kleinkinderbewahranstalt und eine Mädchenschule begründet sowie in Zipf die Brauerei und das Moorbad erworben.«

Es ist jedenfalls wenig Schloss und viel Bruchbude, wie sich der Baron ausdrückte, kalt, baufällig und ohne Schlossherrenlebensgefühl à la »Schlosshotel Orth«. Er erzählte auch von der feindseligen Stimmung, die seither überall zu spüren war, von den, wie er sagte, Hyänen. Die Menschen waren ihm nämlich keineswegs dankbar dafür, dass er armen, vom Schicksal gebeutelten Menschen wie den Zogajs Unterschlupf gewährte, im Gegenteil, sie fluchten und waren verärgert darüber, dass sich mit dem Pfarrer in Ungenach nun auch eine zweite Autoritätsperson für diese Arigona einsetzte.

Um ihm ihre Anteilnahme auszudrücken, legte man ihm tote Katzen vor die Tür, bekam er von einem Tankwart, dessen Kunde er zwanzig Jahre lang gewesen war, kein Benzin mehr. Außerdem kursierten Gerüchte im Ort, Arigona habe gestohlen, ein behindertes Mädchen gemobbt, in der Schule eine Putzfrau angespuckt, sie und ihre Mutter dürften in den Geschäften von Frankenburg und Umgebung nicht mehr einkaufen; ihr Vater habe schon im Kosovo einen Sattelschlepper gestohlen, mit dem Verkaufserlös seine Familie nach Österreich geschleust, ihr Bruder sei in eine Messerstecherei verwickelt gewesen, vorbestraft. Es hieß auch, der Baron habe wohl seine Gründe, das hübsche Mädchen – die wachsen nicht im Schrebergarten – bei sich aufzunehmen. Eine Affäre dichtete man ihm an, wie man es zuvor schon mit dem Pfarrer Josef Friedl gemacht hatte, der Arigona und ihre Mutter mehrere Monate lang im Pfarrhof Ungenach beherbergt hatte.

Damals standen Sprüche wie »Pfarrer Friedl Arigona schwanger« auf Kuhställen und der Straße, wozu die Polizei nur mitteilte, dass sie nichts dagegen tun könne. Eine Spurensicherung wurde verweigert. Auch das gehört zu

den Ungeheuerlichkeiten dieses Landes. Land der Zwerge, Land der Keller, Land der Knödel mit Saft, Land der Teller, Land der großen Frauen...versteh.

Nur ein halbes Jahr zuvor hatte in Frankenburg eine Demonstration stattgefunden, bei der sich tausende Menschen, darunter zahlreiche Prominente, Künstler, aber auch die Präsidentin des österreichischen Parlaments und eben Pfarrer Friedl für den Verbleib der Familie Zogaj eingesetzt hatten. Die Familie lebte seit Jahren in Österreich und war gut integriert. Bei einer Gemeinderatssitzung stimmte man am 5. Juni 2007 geschlossen für ihren Verbleib.

Ein Häuschen aus Pfefferkuchen fein

Ein Gemeindeamt ist ein Haus mit Waschbeton, Lino-leumböden und Gummibäumen in den Gängen. In einem Gemeindeamt gibt es Schaukästen, wo Trauungen, Geburten und Todesfälle angezeigt werden, Sekretärinnen mit knielangen Röcken und Nylonstrümpfen an alten Schreib-tischen sitzen, von denen das Furnier absplittert, und im Gemeindeamt trifft sich der Gemeinderat mit seinem Vor-sitzenden, der den anderen aber nichts vorsitzt oder vor-furzt, sondern den Vorsitz hat. Und da wird dann so ge-sprochen, als wäre man in einem Ödön-von-Horváth-Stück, Familie wird mit »Fam.« abgekürzt, was im Ober-österreichischen so viel wie Bierschaum bedeutet.

Vorsitzender (ich stelle mir vor, er trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift »Als Gott mich schuf, wollte er prahlen«, was einen anderen Gemeinderat zu der Bemerkung veranlasst: »Da sieht man, wie bescheiden Gott ist«): »Es geht um die

Abschiebung der Fam. Zogaj. Die Fam. Zogaj stammt aus Serbien. Sie ist bereits seit 2001 in Österreich und seit 2004 in Frankenburg beheimatet.«

Beheimatet ist ein sonderbares Wort, das wie verarztet oder beamtet klingt. Betrunknen mit Heimat? Doch für solche Überlegungen hat ein Gemeinderatsvorsitzender keine Muße, also fährt er fort: »Die Fam. hat fünf Kinder. Die Fam. ist vollkommen integriert bei uns. Die Kinder spielen Fußball und besuchen den Jugendtreff. Die Fam. musste aus wirtschaftlichen Gründen aus der Heimat flüchten. Nachdem es keine humanitären Bestimmungen gibt, soll die Fam. jetzt abgeschoben werden. Kinder sammeln bereits Unterschriften, damit die Fam. dableiben darf. Nachdem der Ehemann arbeiten geht und seine Fam. selbst ernährt, soll die Abschiebung verhindert werden. Der Sohn hätte bereits eine Lehrstelle, darf aber nicht arbeiten, weil er keine Arbeitsbewilligung bekommt. Die Fam. fällt in keinsten Weise auf. Ich habe die Fam. nur dem Namen nach gekannt, weil die Kinder mit meinen Enkelkindern zur Schule gehen. Mit dem Dringlichkeitsantrag soll der Gemeinderat beschließen, dass die Fam. in Österreich bleiben darf.«

In Österreich ist es immer gut, wenn man nicht auffällt. Nichts fürchten die Menschen mehr, als aufzufallen. Nichts ist ihnen unangenehmer als jemand, der auffällt. Österreich ist ein Land der Unauffälligen. Auch das fällt auf.

Gemeinderat P. ergänzt: »Der älteste Sohn ist im Alter meines Sohnes. Er war schon einige Male bei uns zu Hause. Er ist freundlich und fällt nicht auf.«

Vizebürgermeister J. (ich stelle ihn mir mittelgroß, mitteldick, mit Mittelscheitel und die Mitte vertretend vor): »Wenn die Fam. jetzt ausgewiesen wird, wissen sie nicht mehr, wohin. In Serbien haben sie nichts mehr. Die Fam.

Zogaj erhält sich alleine. Wir sollten versuchen, dass die Fam. bei uns bleiben kann.«

Gemeinderat G.: »Durch eine Abschiebung werden humanitäre Katastrophen geschaffen. Eine Abstimmung im Gemeinderat, ob eine Fam. ›ordentlich‹ ist, finde ich nicht gut. Es wäre allen von uns sehr unangenehm, wenn über unsere Fam. öffentlich so gesprochen werden würde. Ich unterstütze diese Fam. und auch andere, die bei uns ihre Heimat gefunden haben. Ich halte das für selbstverständlich.«

Gemeinderat S.: »Ich schliesse mich meinem Vorredner an. Oft wird geschimpft, dass es Sozialschmarotzer sind, man muss sich aber überlegen, dass diese Menschen oft nicht arbeiten dürfen. Es sollte an die Politiker weitergegeben werden, dass sich diese auch Gedanken darüber machen. Wenn Flüchtlinge arbeiten dürfen, fallen sie dem Staat nicht zur Last. Ich finde es selbstverständlich, dass wir uns für diese Fam. einsetzen.«

Der Vorsitzende: »Die Gemeinde kann nichts machen. Wir haben nicht einmal gewusst, dass die Fam. abgeschoben werden soll. Wir können uns um keine Arbeitsgenehmigung für den Sohn einsetzen. Wir haben da keine Befugnisse. Es gibt höhere Stellen, die die Gesetze machen und beschließen. Ich hoffe, dass die Fam. bleiben darf. Mein Enkelkind ist nach Hause gekommen und hat gesagt, der Albin weint immer, weil er Angst vor der Abschiebung hat.«

Da keine weitere Wortmeldung erfolgt, wird abgestimmt. Der Beschluss wird einstimmig angenommen: Die Marktgemeinde Frankenburg setzt sich gegen die Abschiebung der Familie Zogaj ein. Wie es heißt, soll sich besonders eine FPÖ-Gemeinderätin für Arigona starkgemacht haben. Sie kannte das Mädchen, weil sie es als Babysitterin beschäf-

tigte. Eine Haltung, die der Linie ihrer Partei völlig widersprach. Die Dame durfte später nicht weiter in Erscheinung treten. Das Problem mit den Ausländern ist meist, dass jene, die man kennt, nett und freundlich sind, während alle anderen stehlen und betrügen.

Im Dezember 2008, nach der Abschiebung ihrer Familie, dem Medienrummel, Haiders Unfall, meiner Hodenoperation, treffe ich Arigona und frage sie nach dieser Gemeinderätin. Sie weiß von nichts. Auf Kinder hat sie niemals aufgepasst. Sollte auch das ein Gerücht gewesen sein?